

# Begegnung

Autor(en): **Sainsbury, Ian**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **32 (1964)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-567406>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# BEGEGNUNG

von Ian Sainsbury

An einem Samstagabend vor genau sieben Jahren sass ich in einem Wirtshaus in einer grässlichen Kleinstadt in East Anglia. Aus einer Anzahl von Gründen, von denen nur einer etwas mit dieser Geschichte zu tun hat, war ich in einer abscheulichen Verfassung von gemischter Wut und Depression, und dieses Wirtshaus war nicht von der Art, dass sich meine Laune verbesserte. Seine Gäste waren vorwiegend jene frühzeitig gealterten jungen Leute, die man in kleinen Städten findet. Sie trugen Sportjackets und dunkle Anzüge und gestreifte Krawatten und quacksalberten mit ihren harten, abrupten Stimmen über Autos und Geld. Ihre Mädchen hatten schrille Stimmen und gaben sich neckisch. Einige von ihnen waren hübsch, aber das verschlechterte meine Laune nur noch, denn ich war allein und würde wohl auch allein bleiben.

Als ich mit finsterer Miene durch die Wirtsstube sah, blieb mein Auge an einem jungen Mann hängen, der an der Wand lehnte. Er sah nicht so aus wie die anderen jungen Männer in der Gaststube: anstelle ihrer eingefrorenen, gesellschaftlich zuversichtlichen Gesichter hatte er ein windgegerbtes, gutlauniges Antlitz mit dickem, gekräuseltem, dunklem Haar. Man konnte nicht sehen, welcher Klasse er angehörte und er versuchte auch gar nicht zu irgendeiner zu gehören. Ohne Grund und, wie es sich später herausstellte, völlig irrtümlich hielt ich ihn für einen Walliser. Als sich unsere Augen begegneten, lächelte er mich an, und meine Gesichtsmuskeln bewegten sich in einer Art von unfreiwilligem, begrenztem Reflex: eine kalte Bestätigung, aber keine Antwort. Ich war vor Elend und Zorn krank und hatte nicht die mindeste Menge menschlicher Wärme für jemand anders übrig.

Kurz danach ging ich auf die Toilette, die man vom Nebenzimmer der Bar aus erreichte. In diesem Nebenzimmer sassen für sich allein zwei Neger in amerikanischen Luftwaffe-Uniformen an einem Tisch. Als ich wieder in die Bar zurückkam, stand der junge Mann neben meinem Barstuhl. Er trat zur Seite, um mich durchzulassen. Ich kletterte auf meinen Stuhl und der Barman kam. Der junge Mann bestellte Drinks. Dann fragte er mich, ob ich einen nehmen würde und ich lehnte es ab. Ich hatte keine Lust, mit ihm zu reden, ich wollte überhaupt mit niemand reden — wenigstens einerseits. Auf der anderen Seite sehnte ich mich gründlich nach einem Gespräch; ich hatte es dringend nötig, meines eigenen Ichs versichert zu werden.

Der junge Mann fragte, ob ich wirklich nicht wolle und ich lehnte nochmals dankend ab. Er lächelte und zuckte die Schultern, nahm das Tablett mit den Gläsern und ging weg. Ich beobachtete ihn, wie er vorsichtig durch die lärmenden Autobesessenen ging und dann durch die Türe ins Nebenzimmer. Ich merkte plötzlich, dass ich mich ein wenig seitlich vorgebeugt hatte, um in dem Spiegel, der hinter der Bar hing, sehen zu können, was in dem Nebenzimmer vor sich ging. Alles, was ich sehen konnte, war einer der beiden Neger in seinem Luftwaffenblau. Sein Gesicht war in Ueberraschung fragend erhoben. Der junge Mann nahm die Gläser vom Tablett und stellte sie nacheinander vor die Neger auf den Tisch. Dann drehte er sich um und kam mit dem leeren Tablett und seinem eigenen Glas zur Bar zurück.

Die Art und Weise, wie er ohne viel Aufhebens den beiden Negersoldaten einen Drink spendiert hatte, war sehr nach meinem Geschmack gewesen. Einen

Augenblick lang schämte ich mich meiner eigenen Schroffheit und Ichbezogenheit. Welcherlei Probleme ich auch selber hatte, so brauchte ich mir doch keine Sorgen wegen meiner Hautfarbe zu machen. Um der Sache eine bessere Wendung zu geben, sagte ich zu dem jungen Mann: «Darf ich nicht jetzt *Sie* zu einem Drink einladen?» Aber sein eigenes Glas war noch voll und meines beinahe leer, so kam es schlussendlich dazu, dass er mir doch den Drink spendierte — was ich ihm ohnehin schon zu Beginn hätte erlauben sollen.

Ich weiss nicht mehr über was wir redeten, ausser der Tatsache, dass das andauernde Klaffen der zukünftigen Autoverkäufer unser Gespräch immer wieder unterbrach. Als wir unsere Gläser ausgetrunken hatten, schlug ich vor, dass wir ein anderes Lokal aufsuchen könnten. Als wir in verhältnismässiger Ruhe und Behaglichkeit in einem anderen Gasthaus sassen, sagte ich zu ihm: «Es tut mir leid, dass ich anfänglich so unfreundlich war, als Sie mich zu einem Drink einluden. Aber ich habe immer wieder festgestellt, dass Leute, die einem in einer überfüllten Bar zu einem Drink einladen, entweder langweilig oder betrunken oder homosexuell sind.»

Der junge Mann lachte und sagte: «Ich bin homosexuell.»

Es hätte keinen Sinn gehabt, mich zu entschuldigen. Ich sagte ihm, dass ich es nicht sei — in einem Ton, der beinahe nach einer Entschuldigung klang, auch wenn ich keinen Grund dafür wusste. So oder so schien er sich nicht viel daraus zu machen.

Es ist seltsam. Obgleich er mir einen grossen Eindruck machte — und noch heute, nach sieben Jahren, kann ich mich an Einzelheiten unseres Abends genau erinnern, besonders wie wir in einem riesigen geschmückten Kinorestaurant sassen, nachdem die Gasthäuser geschlossen hatten, und Fisch und Pommes frites assen — habe ich doch nahezu alles vergessen, über das wir redeten. Zurückgeblieben ist der Eindruck, dass er gütig und voller Würde war und in seiner stillen Weise mich sehr beeindruckte. Vielleicht kam es daher, weil ich damals erfolglos versuchte, über eine elende Liebesgeschichte hinwegzukommen. Er hörte mir voller Mitgefühl zu, während ich Selbstmitleid, Sehnsüchte und Selbstrechtfertigungen von mir gab. Er versuchte ebenfalls mit einer Liebesgeschichte fertig zu werden und er sprach kurz davon, aber viel ruhiger, als ich es getan hatte. Er schien den Verlust seiner Liebe mit einer sauberen Gefasstheit hinzunehmen, die völlig jenseits meiner eigenen seelischen Möglichkeiten lag.

Ein Stück des Nachhausewegs gingen wir zusammen und als sich unsere Wege trennten, fragte er mich, was ich jetzt tun würde. Ich sagte, dass ich nach Hause und ins Bett ginge. Allein? Ja, sagte ich. War das wirklich das, was ich tun wollte, fragte er. Ja, das war es. War ich dessen sicher? Ich war es. Er fand es schade, aber da sei wohl nichts zu machen. Ich glaube, dass wir ausmachten, uns vielleicht am nächsten Samstag wieder in der Bar zu treffen. Ich weiss heute nicht mehr, ob ich damals hinging, aber ich habe ihn niemals wiedergesehen. Aber er liess durch seine Art und Weise für eine ganze Weile alle Ereignisse in meinem Leben in einem anderen und besseren Licht erscheinen.

Es ist eine grosse Versuchung zu glauben, dass alle Opfer einer Ungerechtigkeit eine grosse Sympathie für Opfer anderer Ungerechtigkeiten haben. Aber das stimmt nicht. Der Status eines Opfers adelt nicht. Furcht und Isolierung machen die Menschen schlechter. Jene Neger in der Bar waren vielleicht fanatische Gegner homosexueller Menschen gewesen. Als Menschen hätte ich sie vielleicht verachtet. Der junge Mann hatte eine Tat getan, die aus seinem Mitgefühl erwachsen war.

Es gibt noch eine andere Versuchung — zu glauben, dass jemand, der mit dir an *einem* entscheidenden Punkt übereinstimmt, auch an allen anderen Punkten mit dir übereinstimmen wird. Dass es sozusagen 39 Grundsätze anständigen Glaubens gibt, und dass Uebereinstimmung in *einem* Grundsatz stillschweigende Uebereinstimmung in allen anderen in sich schliesst. Und dann triffst du Menschen, die an die Unschuld von Sacco und Vanzetti glauben. Aber sie glauben auch daran, dass Anstifter von Streiks ins Gefängnis geschickt werden sollten. Oder andere Menschen sind Gegner der Todesstrafe, aber dieselben Menschen standen in der Suezkrise auf der Seite der Regierung. Aber hier war jemand, in seiner sexuellen Veranlagung ein Ausgestossener der Gesellschaft, der nicht verbittert, geharnischt oder herausfordernd war — einer, der nicht rannte, die Gewalt zu versöhnen, die ihn verfolgte, und der gütig zu anderen, andersartigen Ausgestossenen der Gesellschaft war. Vielleicht ist dies der Grund, dass sich das Bild dieses jungen Mannes so lang in meinem Gedächtnis erhalten hat. Ich erinnere mich auch noch aus einem andern Grunde an ihn — er wusste so viel über die Liebe, viel mehr, als ich selber damals wusste oder heute vielleicht weiss.

Immer, wenn ich von einem Gerichtsprozess gegen Homosexuelle in jenem Teil des Landes oder irgendwo in der Nähe in der Zeitung lese, habe ich eine grosse Angst, dass er der Angeklagte sein könnte. Aber ich werde es niemals genau wissen, denn ich kann mich nicht an seinen Namen erinnern.

(Der bekannten englischen Zeitung «The Guardian» entnommen.)

Uebersetzung von Christian Graf.

### Aus dem Brief eines Moslems

«... Recht herzlichen Dank für den lieben Brief und die Bilder vom 6. 8. 63. Ich habe mich über beides sehr gefreut. Meine Korrespondenz ist recht rar geworden, denn mir zu schreiben, ist nicht mehr sehr interessant. Umso mehr freue ich mich dann, wenn ich dann mal einen wirklich netten Brief ins Krankenhaus bekomme. In Europa lebte ich seinerzeit unter meinem richtigen Namen «SALEM BYRRHAT». Wenn Sie etwas von meinem Brief abdrucken, so verwenden Sie ihn ruhig; ich habe keine Angst. In meinem Zustand hat man keine Angst mehr. Leider sehe ich nicht nur «zu schwarz», sondern es ist alles so, wie ich schrieb. Aber ich habe keine Angst vor dem, was kommt. Ich bin ein sehr überzeugter Moslem und in unserer Religion ist das, was ich tue, keine Sünde. Darum habe ich keine Angst, zu gehen und bin jederzeit bereit. Das heisst: zu gehen aus dieser Welt. Meine Jugend war nicht sehr beneidenswert, was kein Wunder ist, wenn man in der Sowjet-Union geboren und auferzogen wurde. Ich habe dann einige sehr schöne Jahre in Aegypten verbracht und später vier Jahre in Deutschland. Es war nicht alles Gold, was glänzte, aber es gab doch sehr schöne Stunden dazwischen, welche das Leben wert machten, zu leben. Ich bin davon überzeugt, dass ich irgendwo in Europa noch Freunde habe, die mich unter meinem Namen kennen. So wäre ich ganz froh, wenn Sie den Namen dazu schreiben würden; vielleicht ist doch der eine oder der andere noch da, der mir schreibt.

Auf jeden Fall möchte ich Ihnen noch einmal danken für Ihre wundervolle Publikation. Sie geben Menschen wie uns wirklich den letzten Genuss und die letzte Freude, die ein Mensch haben kann..

Ihr SALEM, Australien»